

NICCI FRENCH
Höhenangst

Buch

Es trifft Alice wie ein Blitz aus heiterem Himmel. An einem Januarmorgen begegnet die junge Frau auf dem Weg zur Arbeit einem Mann mit auffallend blauen Augen – und nichts in ihrem Leben ist mehr, wie es war. Während ihrer Mittagspause wartet der Mann, Adam, bereits auf Alice, und sie folgt ihm in eine fast leere Wohnung. Eine leidenschaftliche Affäre beginnt, die sich schon bald zur Obsession steigert. Alice bricht mit ihrer bürgerlichen Existenz, um Adam zu heiraten, obwohl sie fast nichts über ihn und seine Vergangenheit weiß. Außer dass er Extrembergsteiger ist und Touren im Himalaya geführt hat, bei der einmal mehrere Teilnehmer ums Leben gekommen sind. Als Alice versucht, eine Art biografisches Puzzle zusammenzusetzen, entdeckt sie immer mehr bedrohliche Details. Und auch in ihrer Liebe spürt sie etwas Neues, etwas, das ihr Angst macht. Denn Adam überschreitet immer wieder die Grenze zwischen Leidenschaft und Gewalt. Bei ihren anfangs eher ziellosen Nachforschungen stößt Alice auf Zeitungsnotizen, versteckte Briefe, unbekannte Namen, verschwundene Frauen – und die Toten im Himalaya. Und plötzlich fällt es ihr wie Schuppen von den Augen ...

Autoren

Hinter dem Namen Nicci French verbirgt sich das Ehepaar Nicci Gerrard und Sean French. Seit langem sorgen sie mit ihren Spannungsromanen für Furore. Sie leben mit ihren Kindern in der Nähe von London.

Von Nicci French außerdem im Goldmann Verlag lieferbar:

- Ein sicheres Haus. Roman (43552)
- Der Glaspavillon. Roman (43551)
- Das rote Zimmer. Roman (45743)
- Der Sommermörder. Roman (45425)
- In seiner Hand. Roman (45946)
- Der falsche Freund. Roman (geb. 751)

Nicci French

Höhenangst

Roman

Aus dem Englischen von
Birgit Moosmüller

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
»Killing Me Softly« bei Michael Joseph, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher aus dem
Goldmann-Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Neuveröffentlichung März 2006

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 1999 by Joined-Up Writing

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999

by C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: IFA Bilderteam/Dietrich Rose

AL · Herstellung: Max Widmaier

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-05495-8

ISBN-13: 978-3-442-05495-4

www.goldmann-verlag.de

FÜR KERSTI UND PHILIP

PROLOG

Er wußte, daß er sterben würde. Und irgendwo tief in seinem Innern wurde ihm dunkel bewußt, daß er sich das nicht wünschen sollte. Er wollte etwas unternehmen, um sich zu retten, aber er wußte nicht, was. Vielleicht würde ihm etwas einfallen, wenn er ein wenig klarer sähe, was überhaupt passiert war. Wenn nur der Wind und der Schnee nachlassen würden. Der Wind und der Schnee peitschten schon so lang auf ihn ein, daß er das Geräusch kaum mehr von der stechenden Kälte auf seinem Gesicht unterscheiden konnte. Ständig galt es, diesen Kampf durchzustehen, diesen wirklich letzten Kampf, in einer Höhe von achttausend Metern über dem Meeresspiegel, wo Menschen eigentlich nicht vorgesehen waren, Sauerstoff aus der Luft zu saugen. Seine Sauerstoffflaschen waren längst leer, die Ventile eingefroren, die Maske nur noch eine Last.

Es konnte innerhalb von Minuten vorbei sein, aber wahrscheinlicher war, daß es noch ein paar Stunden dauern würde. Auf jeden Fall würde er tot sein, bevor der Morgen kam. Das machte aber nichts. Er fühlte sich schläfrig und ruhig. Unter mehreren Schichten aus windundurchlässigem Nylon, Gore-Tex, Wolle und Polypropylen schlug sein Herz doppelt so schnell wie sonst – ein Gefangener, der verzweifelt gegen seine Brust hämmerte. Sein Gehirn aber arbeitete träge, wie in Trance. Was nicht gut war, weil sie alle wach und in Bewegung bleiben mußten, bis sie gerettet wurden. Er wußte, was er eigentlich tun sollte: aufstehen, wild die Hände zusammenschlagen und seine Gefährten aufwecken. Aber dazu fühlte er sich zu wohl. Es war ein gutes Gefühl, endlich zu liegen und sich auszuruhen.

Daß er die Kälte nicht mehr spürte, machte es leichter. Er blickte nach unten, wo eine seiner Hände, die aus dem Handschuh gerutscht war, in einem seltsamen Winkel von seinem Körper abstand. Bisher war sie immer dunkelrot gewesen, aber inzwischen wirkte sie weiß wie Wachs. Seltsam, daß er solchen Durst hatte. In seiner Jacke befand sich eine Flasche, aber die war eingefroren und daher nutzlos für ihn. Um ihn herum lag lauter Schnee, der genauso nutzlos war. Irgendwie war es fast schon komisch. Zum Glück war er nicht Arzt wie Françoise.

Wo war sie? Als sie das Ende der Leine erreicht hatten, hätten sie eigentlich an dem Paß mit dem dritten Camp sein müssen. Françoise war weitergegangen, und sie hatten sie nicht mehr gesehen. Die anderen waren zusammengeblieben und herumgetappt, bis sie völlig die Orientierung verloren hatten und überhaupt nicht mehr wußten, an welcher Stelle des Berges sie sich befanden. Das hatte ihnen die Entschuldigung dafür geliefert, sich irgendwann resigniert in diese Schneerinne zu kuscheln. Trotzdem war da etwas, woran er sich erinnern mußte, etwas, das in seinem Kopf verlorengegangen war. Er hatte nicht nur vergessen, wo es war, sondern auch, *was* es war.

Er konnte nicht einmal bis zu seinen Füßen sehen. Als sie am Morgen aufgebrochen waren, hatten die Berge in der dünnen Luft geschimmert, und während sich ihre Gruppe langsam über die schrägen Eishänge in Richtung Gipfel vorgekämpft hatte, hatte sich über den Rand der Berge gleißendes Sonnenlicht ergossen, das von dem bläulichweißen Eis reflektiert worden war und ihre schmerzenden Köpfe durchbohrt hatte. Erst waren bloß ein paar Kumuluswolken auf sie zugetrieben, aber dann hatte plötzlich dieser Schneesturm eingesetzt.

Neben sich spürte er eine Bewegung. Noch jemand war bei Bewußtsein. Mühsam drehte er sich auf die andere Seite. Eine rote Jacke, also mußte es Peter sein. Sein Gesicht war unter einer dicken Schicht grauen Eises verborgen. Es gab nichts, was er für

ihn tun konnte. Sie waren eine Art Team gewesen, aber nun steckte jeder von ihnen in seiner eigenen, von den anderen abgetrennten Welt.

Er fragte sich, wer an diesem Berghang noch im Sterben lag. Aber auch für die anderen konnte er nichts tun. In seinem Schneeanzug hatte er einen Zahnbürstenbehälter mit einer Spritze voller Dexamethason stecken, aber mittlerweile ging selbst das Halten einer Spritze über seine Kräfte. Er konnte die Hände nicht einmal genug bewegen, um die Riemen seines Rucksacks zu lösen. Was hätte er auch tun sollen? Wohin sollte er sich von hier aus wenden? Besser, er wartete. Man würde sie schon finden. Die Leute wußten schließlich, wo sie waren. Warum blieben sie so lange aus?

Die Welt, die unter ihm lag, das Leben, das er vorher geführt hatte, diese Berge, all das war inzwischen so weit unter die Oberfläche seines trägen Bewußtseins gesunken, daß nur noch Spuren davon übriggeblieben waren. Er wußte, daß mit jeder Minute, die er hier oben in dieser sauerstoffarmen Todeszone lag, Millionen seiner Gehirnzellen ausgelöscht wurden. Ein winziger Teil seines Gehirns sah voller Entsetzen und Mitleid zu, wie er langsam starb. Er wünschte, es wäre vorbei. Er wollte nur noch schlafen.

Er kannte die verschiedenen Stadien des Todes. Fast neugierig hatte er verfolgt, wie sein Körper sich hier auf den letzten Kämmen unterhalb des Chungawatgipfels gegen seine Umgebung zur Wehr gesetzt hatte: Er hatte mit Kopfschmerzen und Durchfall reagiert, mit Atemnot und geschwollenen Händen und Knöcheln. Er wußte, daß er nicht mehr in der Lage war, klar zu denken. Vielleicht würde er Halluzinationen bekommen, bevor er starb. Er wußte, daß er an Händen und Füßen bereits Erfrierungen hatte. Seine verkohlten Lungen waren der einzige Teil seines Körpers, den er noch spürte. Es kam ihm vor, als wäre sein Verstand das letzte, was in dieser zerstörten Hülle noch

schwach vor sich hinglomm. Er wartete darauf, daß auch sein Verstand ein letztes Mal aufflackern und dann sterben würde.

Schade, daß er es nicht bis zum Gipfel geschafft hatte. Der Schnee fühlte sich unter seiner Wange wie ein Kissen an. Tomas war warm. Voller Frieden. Was war falsch gelaufen? Es hätte alles so einfach sein sollen. Irgend etwas mußte er sich wieder ins Gedächtnis rufen, etwas, das falsch gelaufen war. Da war ein falscher Ton gewesen. Ein Teilchen des Puzzles paßte nicht. Er schloß die Augen. Die Dunkelheit tat gut. Sein Leben war so hektisch gewesen. Die ganze Mühe. Wofür? Nichts. Es mußte ihm einfach wieder einfallen. Sobald es ihm wieder einfiel, war alles andere unwichtig. Wenn bloß das Heulen des Windes aufhören würde. Wenn er bloß denken könnte. Ja, das war es. Es war so blöd, so einfach, aber jetzt erinnerte er sich. Er lächelte. Er spürte, wie die Kälte sich in seinem Körper ausbreitete, ihn in der Dunkelheit willkommen hieß.

Ich saß reglos auf dem harten Stuhl. Mein Hals schmerzte. Von dem flackernden Neonlicht wurde mir langsam schwindlig. Ich stützte die Hände auf den Schreibtisch, der uns voneinander trennte, legte die Fingerspitzen leicht aneinander und versuchte, gleichmäßig zu atmen. Wie seltsam, daß das Ganze an einem solchen Ort enden mußte.

Um uns herum klingelten die Telefone, und die Luft summete von Gesprächen, als wäre sie elektrisch aufgeladen. Irgendwo im Hintergrund waren andere Leute, uniformierte Männer und Frauen, die hektisch vorbeieilten. Hin und wieder streiften uns ihre Blicke, aber sie wirkten nicht neugierig. Warum sollten sie auch? Sie bekamen hier drin so vieles zu sehen, und ich war nur eine ganz normale Frau mit geröteten Wangen und einer Laufmasche in der Strumpfhose. Wer sah mir schon an, wie es mir ging? Meine Füße schmerzten in ihren lächerlichen Stiefeletten. Ich wollte nicht sterben.

Inspektor Byrne griff nach einem Stift. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und versuchte ihn anzulächeln. Er hatte buschige Augenbrauen und einen geduldigen Blick. Am liebsten wäre ich in Tränen ausgebrochen und hätte ihn angefleht, mich zu retten. O bitte! Ich hatte schon so lange nicht mehr richtig geweint. Wenn ich jetzt damit anfing, würde ich dann je wieder aufhören?

»Erinnern Sie sich, wo wir stehengeblieben sind?« fragte er.
O ja, ich erinnerte mich. Ich erinnerte mich an alles.

1. KAPITEL

Alice! Alice! Du bist spät dran!«

Ich hörte ein leises, widerwilliges Grunzen. Erst dann wurde mir bewußt, daß das Geräusch von mir selbst kam. Draußen war es kalt und dunkel. Ich kuschelte mich noch tiefer unter die aufgebauhte Bettdecke und kniff die Augen zusammen, um den schwachen Schimmer des Winterlichts nicht sehen zu müssen.

»Aufstehen, Alice!«

Jake roch nach Rasierschaum. Seine Krawatte war noch nicht gebunden. Ein neuer Tag. Es sind eher die kleinen Gewohnheiten als die großen Entscheidungen, die zwei Menschen zu einem richtigen Paar machen. Jake und ich kannten einander bis ins trivialste Detail. Ich wußte, daß er seinen Kaffee mit mehr Milch trank als seinen Tee, und er wußte, daß ich bloß einen Tropfen Milch im Tee mochte und meinen Kaffee schwarz trank. Er konnte mit sicherem Griff den harten Knoten lokalisieren, der sich neben meinem linken Schulterblatt bildete, wenn ich einen harten Arbeitstag im Büro hinter mir hatte. Ich tat seinetwegen kein Obst in den Salat und er meinsetwegen keinen Käse. Was konnte man von einer Beziehung mehr erwarten? Wir waren gerade dabei, uns als Paar einzuspielen.

Ich hatte vorher noch nie mit einem Mann zusammengelebt – zumindest nicht mit einem, mit dem ich eine Beziehung hatte –, und fand es interessant zu sehen, wie beide Partner im Haushalt bestimmte Rollen übernahmen. Als Ingenieur kannte sich Jake unendlich gut mit all den Drähten und Röhren aus, die hinter unseren Wänden und unter unseren Böden verliefen. Ich sagte einmal zu ihm, daß das einzige, was ihn an unserer Wohnung

störe, die Tatsache sei, daß er sie nicht eigenhändig auf der grünen Wiese gebaut habe, und er faßte diese Bemerkung nicht als Beleidigung auf. Ich hatte Biochemie studiert, was bedeutete, daß ich fürs Bettenmachen zuständig war und den Mülleimer in der Küche ausleerte. Jake reparierte den Staubsauger, aber ich benutzte ihn. Ich putzte auch das Bad, es sei denn, Jake hatte sich vorher dort rasiert. Da zog ich die Grenze.

Das Seltsame an unserer Aufteilung war, daß Jake die ganze Bügelwäsche erledigte. Er behauptete, heutzutage wüßten die Leute gar nicht mehr, wie Hemden richtig gebügelt würden. Ich hielt das für völlig bescheuert und hätte mit Sicherheit beleidigt reagiert, wenn es nicht so schwer wäre, beleidigt zu sein, wenn man mit einem Drink auf der Couch liegt und fernsieht, während jemand anderer bügelt. Jake holt die Zeitung, und ich lese sie über seiner Schulter, was ihn ziemlich nervt. Wir gehen beide einkaufen, wobei ich aber immer eine Liste mitnehme und alles abhake, während er viel planloser vorgeht und mehr Geld ausgibt als ich. Er taut den Kühlschrank ab, ich gieße die Pflanzen. Er bringt mir jeden Morgen eine Tasse Tee ans Bett.

»Du bist spät dran«, sagte er. »Hier ist dein Tee. Ich gehe in genau drei Minuten.«

»Ich hasse den Januar«, sagte ich.

»Das hast du über den Dezember auch schon gesagt.«

»Der Januar ist wie der Dezember. Bloß ohne Weihnachten.«

Aber er hatte bereits den Raum verlassen. Nach einer schnellen Dusche sprang ich in einen hellbeigen Hosenanzug, bei dem mir die Jacke fast bis an die Knie reichte. Dann bürstete ich mein Haar und drehte es zu einem lockeren Knoten zusammen.

»Du siehst gut aus«, sagte Jake, als ich in die Küche kam. »Ist das neu?«

»Ich habe es schon seit Ewigkeiten«, log ich, während ich mir eine zweite, lauwarmer Tasse Tee einschenkte.

Auf dem Weg zur U-Bahn teilten wir uns einen Schirm und

versuchten, allen größeren Pfützen auszuweichen. Am Drehkreuz blieben wir kurz stehen. Er klemmte sich den Schirm unter den Arm, nahm mich fest an den Schultern und gab mir einen Kuß.

»Mach's gut, Schatz«, sagte er. Ich wußte, daß er in einem solchen Moment gern verheiratet gewesen wäre. Jake möchte, daß aus uns ein Ehepaar wird. Mit diesen beklemmenden Gedanken beschäftigt, vergaß ich ganz, seinen Gruß zu erwidern. Zum Glück fiel es ihm nicht auf. Er trat auf die Rolltreppe und fuhr mit einer ganzen Schar von Männern in Regenmänteln nach unten. Er sah sich nicht um. Fast war es, als wären wir schon verheiratet.

Ich wollte nicht in die Besprechung. Auch körperlich fühlte ich mich dazu kaum in der Lage. Am Vorabend waren Jake und ich essen gewesen, um Mitternacht nach Hause zurückgekehrt und dann erst gegen halb drei zum Schlafen gekommen. Wir hatten unseren Jahrestag gefeiert – unseren ersten. Es war kein besonderer Jahrestag, aber Jake und ich haben sonst keinen zu feiern. Obwohl wir uns hin und wieder das Gehirn zermartert haben, können wir uns nicht an unsere erste Begegnung erinnern. Wie zwei Bienen, die denselben Bienenstock umschwirren, halten wir uns schon so lange in derselben Umgebung auf. Wir können uns auch nicht daran erinnern, wann wir Freunde geworden sind. Wir gehörten beide zu einer Clique, die mal etwas kleiner, mal etwas größer war. Jake und ich wußten alles über die Eltern, die Schulzeit und das frühere Liebesleben des anderen. Einmal betranken wir uns ganz schrecklich, weil ihn seine Freundin verlassen hatte. Wir saßen unter einem Baum im Regent's Park und leerten gemeinsam eine halbe Flasche Whisky. Dabei war unsere Stimmung mal traurig, mal albern, insgesamt aber ziemlich sentimental. Ich erklärte ihm, daß seine Ex schon noch merken würde, was sie an ihm gehabt habe, woraufhin er einen Schluckauf bekam und mein Haar streichelte.

Wir lachten über die Witze des anderen, tanzten auf Partys miteinander, solange die Musik nicht zu langsam wurde, schnorrteten Geld voneinander, bildeten Fahrgemeinschaften und erteilten uns gegenseitig Ratschläge. Wir waren Freunde.

Wir konnten uns beide noch an den Abend erinnern, an dem wir zum erstenmal miteinander geschlafen haben. Das war am siebzehnten Januar vergangenen Jahres gewesen. An einem Mittwoch. Ein paar von uns wollten sich im Kino eine Spätvorstellung ansehen. Dann konnten plötzlich mehrere nicht kommen, und als wir uns schließlich im Kino trafen, waren nur noch Jake und ich übriggeblieben. Irgendwann während des Films sahen wir uns an und lächelten ziemlich dümmlich, wahrscheinlich, weil uns beiden klar wurde, daß das Ganze nun auf eine Art Rendezvous hinauslief, und wir uns beide fragten, ob das wohl eine gute Idee war.

Hinterher lud er mich auf einen Drink in seine Wohnung ein. Es war gegen ein Uhr morgens. Er hatte eine Packung Räucherlachs im Kühlschrank und selbstgebackenes Brot. Darüber mußte ich im nachhinein lachen, weil er seitdem nie wieder Brot oder sonst was gebacken hat. Wir gehören zu den Paaren, die von Fertiggerichten leben oder sich irgendwo etwas zum Essen mitnehmen. Als ich ihn an diesem Abend zum erstenmal küßte, fand ich das irgendwie komisch, denn schließlich waren wir schon lange gute Freunde. Ich sah sein Gesicht auf mich zukommen, bis es dem meinen so nahe war, daß seine vertrauten Züge plötzlich fremd wirkten. Am liebsten hätte ich losgekichert oder einen Rückzieher gemacht, nur um den plötzlichen Ernst der Situation zu durchbrechen, diese neue Art von Stille zwischen uns. Aber ich fühlte mich sofort wohl, so als hätte ich mein Zuhause gefunden. Wenn es Phasen gab, in denen mich die Vorstellung, seßhaft geworden zu sein, störte (was war aus meinen Plänen geworden, im Ausland zu arbeiten, Abenteuer zu erleben, eine andere Art von Mensch zu sein?) oder ich mich

fragte, ob ich mit meinen knapp dreißig Jahren schon an einem Endpunkt angelangt war, nun, dann schüttelte ich diese Gedanken ab.

Mir ist klar, daß Paare an einem bestimmten Punkt die Entscheidung treffen zusammenzuleben. Es ist eine Station auf dem Lebensweg, wie das Austauschen von Ringen oder das Sterben. Bei uns war das nicht so. Es fing einfach damit an, daß ich hin und wieder über Nacht blieb. Jake stellte mir eine Schublade für Slips und Strümpfe zur Verfügung. Gelegentlich hängte ich auch mal ein Kleid in seinen Schrank. Ich fing an, meine Haarspülung und meinen Eyeliner bei ihm im Bad zu deponieren. Nach ein paar Wochen fiel mir auf, daß etwa die Hälfte der Videos meine Handschrift trug.

Eines Tages fragte mich Jake, ob es denn sinnvoll sei, weiter Miete für mein Zimmer zu bezahlen, wenn ich mich nie dort aufhielte. Ich druckste eine Weile herum, konnte mich aber zu keiner Entscheidung durchringen. Im Sommer kam meine Cousine Julie in die Stadt, um dort bis zum Collegebeginn zu jobben. Ich bot ihr als Übergangslösung mein Zimmer an. Um Platz für ihre Sachen zu machen, mußte ich noch mehr von meinen Dingen ausräumen. Ende August – es war ein heißer Sonntagabend, und wir saßen in einem Pub, von dem aus man quer über den Fluß auf St. Paul's hinüberblicken konnte – fing Julie damit an, uns die Ohren vollzujammern, daß sie sich etwas suchen müsse, wo sie auf Dauer bleiben könne. Ich schlug ihr vor, einfach mein Apartment zu übernehmen. So kam es, daß Jake und ich plötzlich zusammenwohnten und als einzigen Jahrestag unsere erste sexuelle Begegnung zu feiern hatten.

Aber diese Feier hatte ihre Folgen, und wenn man voller Widerwillen zu einer Geschäftsbesprechung geht und befürchtet, sich nicht gut genug präsentieren zu können, sollte man zumindest pünktlich und ordentlich gekleidet dort erscheinen. Das gehört zwar nicht unbedingt zu den zehn Geboten für Manager,

aber an jenem dunklen Morgen, an dem mein Magen nichts anderes als Tee vertrug, erschien es mir wie eine Überlebensstrategie. In der U-Bahn versuchte ich meine Gedanken zu ordnen. Ich hätte mich besser vorbereiten sollen, ein paar Notizen machen oder etwas in der Art. Ich setzte mich nicht hin, weil ich hoffte, daß mein neuer Hosenanzug auf diese Weise faltenfrei bleiben würde. Mehrere freundliche Herren boten mir einen Sitzplatz an und wirkten peinlich berührt, als ich ablehnte. Womit würden sich all die anderen Fahrgäste an diesem Tag beschäftigen? Bestimmt würde keiner etwas so Seltsames tun wie ich. Ich war unterwegs in das Büro einer kleinen Abteilung eines sehr großen multinationalen Pharmakonzerns, um im Rahmen einer Geschäftsbesprechung über einen Gegenstand aus Plastik und Kupfer zu reden, der wie eine New-Age-Brosche aussah, in Wirklichkeit aber der unbefriedigende Prototyp eines Intrauterinpressars war.

Ich hatte miterlebt, wie mein Chef Mike zunächst verblüfft, dann wütend, dann frustriert und schließlich verwirrt reagiert hatte, weil wir mit Drakloop IV nicht vorankamen. Drakloop IV war das Intrauterinpressar – von uns kurz IUP genannt –, mit dem der Drakon-Konzern die intrauterine Empfängnisverhütung revolutionieren wollte, falls das Ding je den Weg aus dem Labor schaffen sollte. Ich selbst war sechs Monate zuvor für das Projekt engagiert, mit der Zeit aber immer mehr in einen bürokratischen Sumpf hineingezogen worden: Budgetpläne, Marketingziele, Defizite, regionale Besprechungen, Besprechungen wegen Besprechungen. All das und die unmögliche Hierarchie des Entscheidungsprozesses hatten mich fast vergessen lassen, daß ich als Wissenschaftlerin in ein Projekt eingebunden war, das entfernt mit weiblicher Fruchtbarkeit zu tun hatte. Ich hatte den Job angenommen, weil mir die Vorstellung, ein Produkt zu kreieren und zu verkaufen, wie ein Urlaub von meinem sonstigen Arbeitsleben vorgekommen war.

An diesem Donnerstagmorgen wirkte Mike bloß mißmutig, aber man durfte seine Stimmung nicht unterschätzen. Er war wie eine an den Strand gespülte rostige alte Mine aus dem Zweiten Weltkrieg, die auf den ersten Blick harmlos wirkte, aber durch einen unbedachten Stoß an der falschen Stelle in die Luft gehen konnte. Dieser Stoß würde nicht von mir kommen – nicht heute.

Nacheinander betraten die Leute den Konferenzraum. Ich hatte mir bereits einen Platz gesucht, wo ich mit dem Rücken zur Tür saß, so daß ich einen guten Blick aus dem Fenster hatte. Das Büro lag südlich der Themse in einem Labyrinth schmaler Straßen, die nach Gewürzen und deren fernen Herkunftsländern benannt waren. Hinter unseren Büros erstreckte sich ein Grundstück, das immer kurz davorstand, aufgekauft und saniert zu werden. Vorerst aber wurde es als Sammelstelle für recyclingfähige Materialien genutzt. Als Müllhalde. In einer Ecke türmte sich ein riesiger Berg aus Flaschen. An sonnigen Tagen glitzerte er geheimnisvoll, aber selbst an einem schrecklichen Tag wie diesem hatte ich gute Chancen, den Bagger dabei beobachten zu können, wie er die Flaschen zu einem noch höheren Berg auftürmte. Das war interessanter als alles, was im Konferenzraum C passieren würde. Ich ließ den Blick durch den Raum schweifen. Drei der anwesenden Männer waren eigens zu dieser Besprechung aus dem Labor in Northbridge angereist. Sie schienen sich nicht besonders wohl zu fühlen. Dann gab es da noch Philip Ingalls von oben, meine sogenannte Assistentin Claudia und Mikes Assistentin Fiona. Mehrere Leute fehlten. Mike blickte noch mißmutiger drein und zog hektisch an seinen Ohrläppchen. Ich sah aus dem Fenster. Gut. Der Bagger näherte sich dem Flaschenberg. Meine Stimmung besserte sich.

»Kommt Giovanna nicht?« fragte Mike.

»Nein«, antwortete einer der Forscher. Er hieß Neil, glaube ich. »Sie hat mich gebeten, sie zu vertreten.«

Mikes resigniertes Schulterzucken verhielt nichts Gutes. Ich setzte mich gerade hin, machte eine aufmerksame Miene und griff voller Optimismus nach meinem Stift. Die Besprechung begann mit Hinweisen auf die letzte Konferenz und anderen monotonen Routineangelegenheiten. Ich kitzelte ein wenig auf meinem Block herum und versuchte mich dann an einer Skizze von Neils Gesicht, das mich mit seinen traurigen Augen an einen Bluthund erinnerte. Dann blendete ich mich aus und sah dem Bagger zu, der inzwischen mitten in der Arbeit steckte. Leider konnte man durch die Fenster das Geräusch des brechenden Glases nicht hören, aber ich fand es trotzdem höchst interessant. Nur mit Mühe konzentrierte ich mich wieder auf das Gespräch, als Mike nach den Plänen für den Februar fragte. Neil begann über anovulatorische Blutungen zu sprechen. Absurderweise ärgerte es mich plötzlich, daß ein männlicher Wissenschaftler einem männlichen Manager etwas über eine Technologie erzählte, die für die weibliche Anatomie bestimmt war. Ich holte tief Luft, um etwas zu sagen, überlegte es mir dann aber anders und wandte meine Aufmerksamkeit wieder dem Recyclingzentrum zu. Der Bagger hatte seine Arbeit beendet und war gerade dabei wegzufahren. Ich fragte mich, wie man wohl an einen Job als Baggerfahrer kam.

»Und was dich betrifft...« Schlagartig wurde ich mir meiner Umgebung bewußt, als wäre ich abrupt aus dem Schlaf gerissen worden. Mike hatte seine Aufmerksamkeit mir zugewandt, und alle verdrehten die Hälse, um ja nichts von dem bevorstehenden Fiasko zu verpassen. »Du mußt das in die Hand nehmen, Alice. In dieser Abteilung liegt einiges im argen.«

Sollte ich mir die Mühe machen, mit ihm zu diskutieren? Nein.

»Ja, Mike«, flötete ich in süßem Ton, gab ihm aber gleichzeitig durch ein Augenzwinkern zu verstehen, daß ich mich von ihm nicht einschüchtern ließ. Sein Gesicht lief rot an.

»Und kann irgend jemand dieses verdammte Licht reparieren?!« schrie er.

Ich blickte auf. Eine der Neonröhren flackerte leicht. Sobald man einmal darauf aufmerksam geworden war, hatte man das Gefühl, als würde einem jemand im Gehirn herumkratzen. Kratz, kratz, kratz.

»Ich mache das«, sagte ich. »Ich meine, ich Sorge dafür, daß es gemacht wird.«

Ich saß an einem Bericht, den Mike Ende des Monats nach Pittsburgh schicken wollte. Mir blieb also noch eine Menge Zeit, so daß ich den Rest des Tages ruhig und ohne allzuviel Arbeit verbringen konnte. Eine wichtige halbe Stunde brauchte ich, um zwei Modekataloge durchzusehen. Ich entschied mich für ein Paar hübsche Stiefeletten, einen langen Samtrock, der als »unverzichtbar« beschrieben wurde, und einen kurzen taubenblauen Satinrock. Das würde mich hundertsiebenunddreißig Pfund tiefer in die roten Zahlen stürzen. Nach dem Mittagessen – mit einer netten Pressedame, deren Gesicht von rechteckigen, schwarzgerahmten Brillengläsern dominiert wurde – schloß ich mich in meinem Büro ein und setzte meine Kopfhörer auf.

»*Je suis dans la salle de bains*«, sagte eine übertrieben fröhliche Stimme in mein Ohr.

»*Je suis dans la salle de bains*«, wiederholte ich gehorsam.

»*Je suis en haut!*«

Was bedeutete *en haut*? Ich konnte mich nicht daran erinnern. »*Je suis en haut*«, sagte ich.

Das Klingeln des Telefons holte mich aus der sonnigen Welt der Lavendelfelder und Straßencafés zurück ins winterliche Londoner Hafenviertel. Es war Julie, die irgendein Problem mit der Wohnung hatte. Ich schlug ihr vor, mich mit ihr nach der Arbeit auf einen Drink zu treffen. Da sie bereits mit ein paar anderen Leuten verabredet war, rief ich Jake auf seinem Handy an

und fragte ihn, ob er Lust habe, ebenfalls ins Vine zu kommen. Mein Arbeitstag war fast geschafft.

Als ich eintraf, sah ich Julie mit Clive an einem Ecktisch sitzen. Hinter ihrem Rücken rankten sich ein paar Kletterpflanzen die Wand hoch. Das Vine versuchte seinem Namen gerecht zu werden.

»Du siehst schrecklich aus«, sagte sie mitfühlend. »Verkaterst?«

»Ich bin mir nicht sicher«, antwortete ich vorsichtig. »Auf jeden Fall könnte ich einen Antikatertrunk gebrauchen. Ich bestell' euch auch einen.«

Clive war gerade dabeigewesen, Julie von einer Frau zu erzählen, die er am Vorabend auf einer Party kennengelernt hatte.

»Eine sehr interessante Frau«, sagte er. »Sie ist Physiotherapeutin. Ich habe ihr von meinem lädierten Ellbogen erzählt, ihr wißt ja...«

»Ja, wir wissen Bescheid.«

»Sie hat meinen Arm genommen und so einen Spezialgriff angewendet, und sofort tat er weniger weh. Ist das nicht erstaunlich?«

»Wie sieht sie aus?«

»Wie meinst du das?«

»Wie sieht sie aus?« fragte ich noch einmal.

Unsere Drinks kamen. Er nahm einen Schluck.

»Sie ist ziemlich groß«, antwortete er. »Größer als du. Sie hat braunes, etwa schulterlanges Haar. Sie sieht gut aus, hat eine gesunde Bräune und auffallend blaue Augen.«

»Kein Wunder, daß es deinem Ellbogen gleich besserging. Hast du sie gefragt, ob sie mit dir ausgehen will?«

Clive sah mich entrüstet, aber auch ein bißchen unsicher an. Er lockerte seine Krawatte.

»Natürlich nicht.«